

Annemarie Pieper

Vom Phänomen zum Begriff

Eröffnungsvortrag an der Opening Ceremony der SwissFamilyDocs Conference 2011 in Basel

Wie kommen wir vom Phänomen zum Begriff? Entscheidend ist der Weg, den wir dabei gehen, ein Weg, der nicht beliebig sein darf, wenn er wissenschaftlich relevant sein soll. Das griechische Wort für «Weg» ist «methodos»: Wer methodisch vorgeht, muss jeden Schritt zwischen Ausgangspunkt und Ziel sorgfältig überlegen und darf keine Sprünge zulassen.

Bevor wir uns nun auf den Weg zum Begriff machen, ist jedoch eine Vorfrage zu beantworten: Wie kommen wir überhaupt zum Phänomen? Oder anders gefragt: Wie entstehen Bilder in unserem Kopf? Die Antworten fallen je nach Erkenntnishintergrund unterschiedlich aus: Ein Augenarzt zum Beispiel wird ein anderes Beschreibungsmuster anbieten als ein Neurologe.

Ich möchte aus *philosophischer* Perspektive der Frage nachgehen, was wir tun, wenn wir etwas wahrnehmen, es in den Blick nehmen. Mit Blick oder Wahrnehmung meine ich einen sinnlichen Akt: Wir ergreifen und be-greifen etwas unmittelbar durch unsere Sinne, indem wir es optisch, akustisch, taktil usf. erfassen, aber wir erblicken oder nehmen eine Sache nie unabhängig von unseren Denkgewohnheiten wahr. Im Gegenteil: Ohne rationale Schemata, Begriffsraster und Strukturmuster ist es gar nicht möglich, etwas *als* etwas Bestimmtes, klar Umrissenes wahrzunehmen. Eine chaotische Fülle anschaulichen Materials würde auf uns einstürzen, ohne dass dieses einen geformten Eindruck in uns erzeugte, der sich mit einem Namen bezeichnen liesse.

Als was wir die Dinge qua Phänomene wahrnehmen, lesen wir nicht gleichsam vorurteilsfrei an ihnen ab, sondern wir lesen es in sie hinein. Das Raster liegt im Auge des Betrachters und nicht im Objekt.

Wahrnehmung ist immer schon theorieimpregniert. Dabei kann das Vorurteil, mit dem wir an die wahrgenommenen Dinge herangehen, so stark sein, dass sich unsere Sinne täuschen lassen und wir etwas sehen, das einer genauen Betrachtung nicht standhält. Zum Beispiel ging man in der Medizin früher, als Sektionen noch verboten waren, davon aus, dass die Leber drei Lappen hat, und als dann Leichen seziiert werden durften, sah man tatsächlich *drei* Lappen (statt der vorhandenen zwei). Auch in der alltäglichen Erfahrung sehen wir die Dinge, wie wir es gewohnt sind, und wenn etwas auf einmal anders aussieht oder gar nicht mehr vorhanden ist, korrigieren wir automatisch ihr verändertes Aussehen oder Fehlen nach dem Bild, das wir im Kopf haben, ohne den Unterschied zu bemerken.

Wahrnehmung produziert also keineswegs eine objektive Eins-zu-eins-Abbildung von Realität. Vielmehr ist wahrgenommene Realität – das Bild in unserem Kopf – ein Konstrukt, in welchem sich rationale Konzepte und Sinneseindrücke gegenseitig ergänzen, wobei in Grenzfällen zum einen die Sinneseindrücke so überwältigend sein können, dass wir buchstäblich nicht wissen, was wir sehen, hören, fühlen usw. Dies ist meistens dann der Fall, wenn uns etwas ganz Neues, gleichsam Exotisches begegnet, für dessen Einordnung das kategoriale Muster fehlt. Zum anderen kann das kategoriale Muster, das unsere Sehgewohnheiten steuert, so übermächtig

sein, dass wir genau das zu sehen meinen, was es uns zu sehen diktiert, auch wenn das entsprechende Korrelat in der Realität dem nicht entspricht.

Als kulturell geprägte Wesen nehmen wir die Welt durch die kollektiven Bilder der Kommunikations- und Wissenschaftsgemeinschaft, zu der wir gehören, wahr – und keineswegs im Sinne eines naturwissenschaftlichen Ideals von Objektivität. Vielmehr ist unsere Sicht weitgehend durch das Raster jener Stereotype geprägt, die sich als bewährte Wahrnehmungsschablonen herausgebildet haben und von uns gewohnheitsmässig als Messlatte an die sinnlich erfassten Dinge angelegt werden. Daraus folgt: Als was wir die Dinge qua Phänomene wahrnehmen, lesen wir nicht gleichsam vorurteilsfrei an ihnen ab, sondern wir lesen es in sie hinein. *Das Raster liegt im Auge des Betrachters und nicht im Objekt.*

Es gibt keine Wahrnehmung, die nicht interpretationsgeleitet ist. Die unsere Wahrnehmung leitenden Bilder in unserem Kopf sind Konstrukte von Wirklichkeit, die als solche bereits vorweg gedeutete, von uns nach Massgabe unserer Erkenntnisinteressen ausgelegte Wirklichkeit ist.

Friedrich Nietzsche hat diesen Sachverhalt in einer frühen, während seiner Basler Zeit entstandenen Abhandlung *«Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn»* (1873) erläutert. Der Mensch als das hochmütigste unter den Tieren währte sich allen anderen Lebewesen überlegen, weil er glaubte, aufgrund seines Verstandes die Dinge objektiv erkennen und diese Erkenntnisse in seinem Bewusstsein zu einem systematischen Ganzen, als dessen Zentrum er sich sah, zusammenfassen zu können. *«Könnten wir uns aber» – so wendet Nietzsche ein – «mit der Mücke verständigen, so würden wir vernehmen, dass auch sie mit diesem Pathos durch die Luft schwimmt und in sich das fliegende Centrum dieser Welt fühlt.»* (KSA 1, 875)

Wie die Mücke die Welt insgesamt mückenperspektivisch, nämlich als Flugobjekt, wahrnimmt, so fasst der Mensch die gleiche Welt menschlich auf, als Korrelat eines denkenden Wesens. Er täuscht sich jedoch, wenn er meint, er habe einen adäquateren Zugang zu den Dingen als die Mücke, einen Zugang, der es ihm erlaubt, die Dinge so zu erkennen, wie sie in Wahrheit sind. Im Gegenteil: Nicht einmal sich selbst vermag er so zu durchschauen, dass daraus ein wahres Bild von sich resultiert.

«Ja, vermöchte er auch nur sich einmal vollständig, hingelegt wie in einen erleuchteten Glaskasten, zu percipiren? Verschweigt die Natur ihm nicht das Allermeiste, selbst über seinen Körper, um ihn, abseits von den Windungen der Gedärme, dem raschen Fluss der Blutströme, den verwickelten Fasererzitterungen, in ein stolzes gauklerisches Bewusstsein einzuschliessen! Sie warf den Schlüssel weg: und wehe der verhängnissvollen Neubegier, die durch eine Spalte einmal aus dem Bewusstseinszimmer heraus und hinab zu sehen vermöchte und die jetzt ahnte, dass auf dem Erbarmungslosen, dem Gierigen, dem Unersättlichen, dem Mörderischen der Mensch ruht, in der Gleichgültigkeit seines Nichtwissens, und gleichsam auf dem Rücken eines Tigers in Träumen hängend.» (877)

Was Nietzsche hier angreift, ist die antike metaphysische Leib-Seele-Theorie, die davon ausging, dass die Seele als Sitz des Geis-



Abbildung 1

Wie die Mücke die Welt insgesamt mückenperspektivisch, nämlich als Flugobjekt, wahrnimmt, so fasst der Mensch die gleiche Welt menschlich auf, als Korrelat eines denkenden Wesens.

tes das Ranghöchste im Menschen sei, dazu ausersehen, den Leib mitsamt seiner sinnlichen Ausstattung zu beherrschen. Die Natur müsse dem Geist unterworfen werden. Nietzsche hingegen vertrat die These, dass die Bilder, die der Mensch im Kopf hat, seine geistigen Konstrukte also, keineswegs die Wirklichkeit als eine vom Geist gebändigte, in Formeln und Gesetzen eingefangene Natur ihrem Wesen nach und damit in ihrer Wahrheit abbilden. Vielmehr handelt es sich um blosse Traumbilder und Illusionen, die erst als solche durchschaut werden, wenn ein redlicher Denker einmal gründlich darüber nachsinnt, was die Voraussetzung seines Bewusstseins ist, und dabei entdeckt, dass alles menschliche Wissen sich einem Geflecht von Trieben, Begierden, Bedürfnissen verdankt, durch die ein Organismus sich selbsttätig am Leben hält. Dieses Geflecht vermag der Geist gerade nicht zu beherrschen, weil es seine uneinholbare materielle Voraussetzung ist.

Wir Menschen können die Welt nicht anders wahrnehmen, als die Fenster des Bewusstseinszimmers es uns erlauben, und die Bilder, die wir uns von der Welt ausserhalb unseres Bewusstseins machen, bilden die Dinge so ab, wie sie *für uns* sind. Wie sie an sich selber beschaffen sein mögen, können wir nicht sagen, weil wir keinen anderen Zugang zu ihnen haben als unser Bewusstseinszimmer. Daher dürften wir nach Nietzsche streng genommen nicht einmal sagen: «Der Stein ist hart», denn hart ist er ja nur für uns, die wir unsere Empfindung benennen, wenn wir ihn anfassen. Für die Mücke oder die Schlange sind es vielleicht ganz andere Eigenschaften, die das Charakteristische des Steins aus *ihrer* Perspektive ausmachen. Aber kein Lebewesen hat Zugang dazu, was der Stein wirklich ist, was er unabhängig von allen Perspektiven für sich selber ist, ausser man könnte selber zu Stein werden und aus der Binnenperspektive des Steins über sich urteilen.

Unsere Sprache drückt also aus, was die Dinge im Verhältnis zu uns sind, und wir bedienen uns bei ihrer Beschreibung einer bildhaften, metaphorischen Redeform, die sich schliesslich zu einer be-

grifflichen Sprache abschleift. «*Wir glauben etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen.*» (879) Der überhebliche Anspruch der Philosophen, aber auch die dem Common sense selbstverständliche Unterstellung, die Dinge in ihrer Wahrheit erfassen, d.h. sie als das erkennen zu können, was sie wirklich und objektiv sind, scheitert daran, dass wir sie immer nur über die Bilder, die wir uns von ihnen gemacht haben, für uns zugänglich machen. Wir können demnach nur via Bild über das darin Abgebildete, das Ding, sprechen. Das Ding ohne Bild, ohne Bezug auf unser Erkenntnisvermögen, bleibt uns verschlossen.

Dies mag unbefriedigend klingen, vor allem für Wissenschaftler, die empirisch gesicherte Fakten vermitteln wollen, scheint doch der Willkür Tür und Tor geöffnet zu sein, wenn man den Anspruch auf Objektivität fallen lassen muss. Es fragt sich daher, ob wir überhaupt keinen Wahrheitsanspruch mehr für die Bilder in unserem Kopf erheben dürfen, oder ob wir nur eine bestimmte Wahrheitstheorie aufgeben müssen, nämlich die, die davon ausgeht, dass wir die Dinge unabhängig von ihrem Bezug auf uns in ihrem Ansichsein erkennen können.

Wenn wir uns der zweiten Lösung anschliessen, erhebt sich sofort die Frage, wie wir noch einen Wahrheitsanspruch aufrechterhalten können, nachdem die Abbild- und die Adäquationstheorie der Wahrheit abgedankt haben, weil sich dasjenige, was abgebildet wird bzw. mit dem unser Bild in Übereinstimmung gebracht werden soll, in seinem Ansichsein dem menschlichen Zugriff entzieht. Ich möchte Platons Antwort als Lösungsmuster heranziehen, weil er in seinem berühmten Höhlengleichnis am Anfang des siebten Buchs des Dialogs «*Politeia*» auf anschauliche Weise einen Weg beschreibt, wie man von den Bildern, durch die wir uns die Welt mittels unserer sinnlichen Wahrnehmung verständlich machen, zu Erkenntnissen gelangt, für die ein Anspruch auf Wahrheit erhoben werden kann, zwar kein objektiver, wohl aber ein intersubjektiver Anspruch.

Die von Platon geschilderte Ausgangssituation mutet zunächst absurd an. Die Menschen leben in einer riesigen Höhle und starren gebannt auf eine Felswand, auf welcher sie bewegliche Bilder sehen – eine Art gigantischer Bildschirm in der Vorzeit des Fernsehens. Da sie den Kopf nicht drehen können, wissen sie nicht, dass die Bilder, die sie wahrnehmen, die Schatten von Gegenständen und miteinander sprechenden Personen sind, die sich hinter ihrem Rücken vor einem als Lichtquelle dienenden Feuer hin und her bewegen. Für die von dem Geschehen auf der Felswand Gefesselten steht es völlig ausser Zweifel, dass das von ihnen Wahrgenommene die Welt so zeigt, wie sie wirklich ist. Sie führen hitzige Dispute über das Gesehene und die Abfolge der Bilder, in der festen Meinung, dadurch gemeinsam zu wahren Aussagen über die Wirklichkeit zu gelangen.

Wir wissen heute, wie leicht es ist, Bilder und Texte so zu manipulieren, dass eine Wirklichkeit suggeriert wird, die es gar nicht gibt. Wir können die Wirklichkeit, von der wir wollen, dass die Leute sie für gegeben hinnehmen, gleichsam inszenieren und falsche Welt-

Der Mensch täuscht sich, wenn er meint, er könne die Dinge so erkennen, wie sie in Wahrheit sind. Im Gegenteil: Nicht einmal sich selbst vermag er so zu durchschauen, dass daraus ein wahres Bild von sich resultiert.

bilder erzeugen. Auch Platon sah dies so, denn er wollte zeigen, wie es in einem ungerechten Staat zugeht, in welchem die Bürger sich betrügen lassen durch Strategien der Machthaber, die dem Volk das vorgaukeln, was es sehen will und sehen soll.

Sokrates ist es, dem die Aufgabe zufällt, den Leuten die Augen zu öffnen, doch dazu muss er sie erst einmal dazu bewegen, den Kopf zu drehen. Dieses Drehen des Kopfes würde eine neue Perspektive eröffnen, aus welcher sie alles das erblicken, was sich hinter ihrem Rücken abspielt. Aber es ist schwer, jemanden vom Altgewohnten und Vertrauten, von seinen sämtlichen Vorurteilen, die sich als Bilder in seinem Kopf festgesetzt und ihn verblendet haben, loszureissen, um sich mit etwas Ungewohntem auseinanderzusetzen. Noch schwerer ist es, wenn sich nach dem Drehen des Kopfes die Augen an die Helligkeit des Feuers gewöhnt haben, das neu Gesehene in einen Zusammenhang mit dem vorher Gesehenen zu bringen und zu begreifen, dass eine kausale Beziehung zwischen beiden Perspektiven besteht, der zufolge das später Gesehene das Ursprünglichere ist, die Gegenstände also die Ursachen für die auf der Felswand abgebildeten Schatten sind, die nun erst als Schatten erkannt werden.

Der Wissenshorizont der Höhlenbewohner hat sich also durch das

Der Willkür scheint Tür und Tor geöffnet zu sein, wenn man den Anspruch auf Objektivität fallen lassen muss und es fragt sich daher, ob wir überhaupt keinen Wahrheitsanspruch mehr für die Bilder in unserem Kopf erheben dürfen.

Drehen des Kopfes erweitert, und sie sind nun fähig, im Bereich des Empirischen Sachverhalte einander kausal zuzuordnen, indem sie die einen als Ursachen, die anderen als Wirkungen identifizieren. Doch das ist noch längst nicht alles, was man wissen kann. Der Mensch ist nach Platon sogar imstande, aus der Höhle heraus auf die obere Erde zu gelangen, und nach diesem erneuten Perspektivenwechsel wiederholt sich seine Höhlenerfahrung. Geblendet durch die Sonne, vermag er zunächst nur die Schatten und Spiegelungen der Dinge im Wasser wahrzunehmen, bis er imstande ist, die Dinge selber zu se-

hen und schliesslich die Sonne als jene Ursache aller Ursachen zu erblicken, die die Dinge nicht nur sichtbar macht, sondern sie auch wachsen und gedeihen lässt.

Die Höhle ist bei Platon ein Bild für den menschlichen Körper, in den die Seele wie in ein Gefängnis eingeschlossen ist. Zwar vermag sie während ihres irdischen Aufenthalts den Körper nicht zu verlassen, um an den überhimmlischen Ort, den Uranos zu gelangen, aber sie kann sich aus dem Körper in sich selbst zurückziehen, um die Bilder, die sie durch den Körper und seine Sinnesorgane empfangen hat, mit jenen Bildern zu vergleichen, die sie in sich selbst als apriorischen Bestand vorfindet. Platon bezeichnet diese Bilder als Ideen, die die Seele vom Uranos, wo sie die Ideen geschaut hat, mitgebracht hat. Im Dienst des Körpers hat sie diese weitgehend vergessen, kann aber – wie Platon dies in seiner Wiedererinnerungslehre ausführt – dazu gebracht werden, sich auf ihr eigenes Potential zu besinnen, an dem gleichsam wie am kollektiven Gedächtnis alle Menschen teilhaben.

Ideen sind jene durch den Geist aus sich selbst generierten normativen Interpretationsmuster, mittels welcher die Seele die chaotische Mannigfaltigkeit der Sinnesdaten strukturiert und zu einem sinnvollen Ganzen formt. Schon die Herstellung einer kausalen Beziehung zwischen den Schatten auf der Felswand in der Höhle und

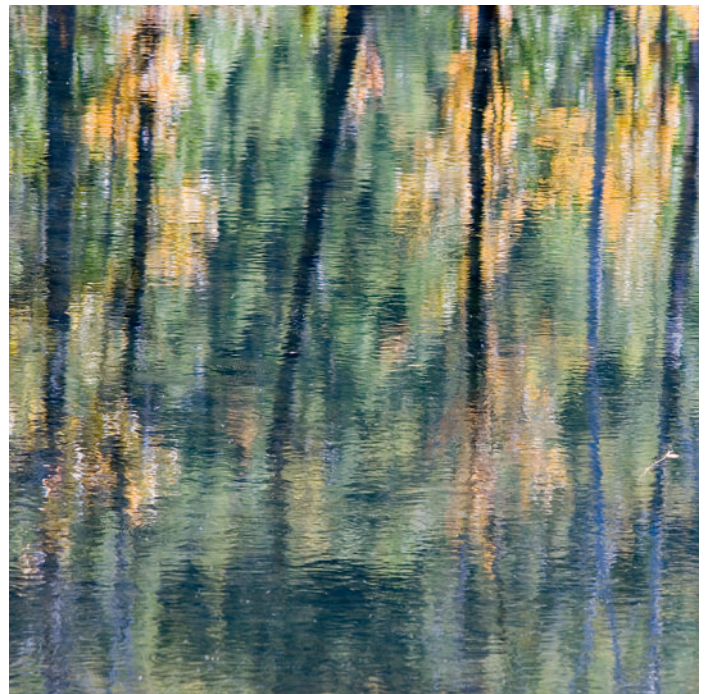


Abbildung 2

... vermag er zunächst nur die Schatten und Spiegelungen der Dinge im Wasser wahrzunehmen ...

den Originalgegenständen ist eine geistige Leistung der Seele. Denn Kausalität ist eine Kategorie, die nicht in den Dingen steckt und an ihnen gleichsam abgelesen werden kann, sondern es handelt sich um eine menschliche Perspektive, die an die Dinge herangetragen wird und unter welcher den Dingen ein bestimmter Wirkmechanismus zugeschrieben wird, dem gemäss die einen als Ursache, die anderen als Wirkung zu bestimmen sind. Kein Ding ist von sich aus eine Ursache oder eine Wirkung, sondern nur aus der Perspektive erkennender Menschen.

Versuchen wir abschliessend das über die Entstehung der Bilder im Kopf mit Hilfe von Nietzsche und Platon Ausgeführte auf die Tätigkeit und das Berufsethos der Medizinerinnen und Mediziner zu beziehen, und daraus einige Regeln für das ärztliche Berufsethos abzuleiten:

Wir nehmen die Welt im Licht unterschiedlicher Erfahrungshintergründe, Kenntnisse und Denkmuster perspektivisch wahr. Eine objektive Beurteilung der Befindlichkeit eines Patienten anhand der von diesem geschilderten Phänomene, durch die er seine Gesundheit beeinträchtigt sieht, ist daher nur eingeschränkt möglich. Was der Patient berichtet, ist bis zu einem gewissen Grad redundant, weil nicht alles, was er erzählt, relevant ist für seine Krankheit. Arzt und Ärztin müssen also das Geschilderte filtern und jene Details ausscheiden, die für die Anamnese bedeutungslos scheinen. Aber oft hören sie aus dem vom Patienten Berichteten nur das heraus, was ihrem standardisierten Fachwissen entspricht, und überhören vielleicht Hinweise, die in eine andere Richtung deuten.

Arzt und Patient reden oft aneinander vorbei, weil im Fokus ihres jeweiligen Tunnelblicks verschiedene Bilder dominieren. Man könnte dies gemäss des bekannten Sprichworts vom Wald und den Bäumen erläutern: Während der Arzt nur den Wald seiner Fachkenntnisse und nicht den einzelnen Baum sieht, hat der Patient nur seinen speziellen Baum im Auge und kennt den Wald nicht, in dem er sich befindet. Allerdings sind viele Patienten in Zeiten des Internets oft besser informiert über ihre Krankheit und

Heilungschancen, als dies früher der Fall war. Auf ärztlicher Seite ist nicht zuletzt deshalb Offenheit beim Zuhören unverzichtbar, um eine vorschnelle Diagnose und eine Verabsolutierung der Bilder im eigenen Kopf zu verhindern. Es muss stets ein Freiraum für mögliche andere Lesarten bleiben.

Sofern es Wahrheit nur in Bildern der Dinge, d. h. in unseren subjektiven Vorstellungen von ihnen gibt, ist Wahrhaftigkeit die Grund-

Während der Arzt nur den Wald seiner Fachkenntnisse und nicht den einzelnen Baum sieht, hat der Patient nur seinen speziellen Baum im Auge und kennt den Wald nicht, in dem er sich befindet.

voraussetzung für die intersubjektive Verständigung über Sachverhalte. Und Wahrhaftigkeit als persönliche Tugend muss mit Augenmass, Urteilskraft und einem kritischen Reflexionspotential einhergehen, das Arzt und Ärztin dazu nötigt, die Bilder, die sie aus dem Wald ihres Fachwissens für die Köpfe ihrer Patienten erzeugen, immer wieder daraufhin zu prüfen, ob sie das, was sie mitteilen möchten, wirklich umfassend transparent machen; oder ob die fachwissenschaftlichen Bilder den Patienten überfordern, der den potentiellen Nutzen und Schaden einer Behandlung für

seinen speziellen Baum abwägen und nicht als der Darm von Herrn X oder die Galle von Frau Y wahrgenommen werden möchte.

Als Fazit halte ich fest: Der Weg vom Phänomen zum Begriff führt, geleitet durch ein Erkenntnisinteresse, vom Einzelnen/Konkreten zum Allgemeinen/Abstrakten, vom Baum zum Wald. Der reine Grundwissenschaftler ist mit der Entdeckung und Erforschung des Waldes ans Ziel seines Weges gelangt. Doch für den Praktiker stellt sich jetzt die Aufgabe, den Weg zurück zu gehen, den Weg vom Begriff zum Phänomen, vom Wald zum Baum, und dabei den Blick besonders auf das zu heften, was beim Weg vom Phänomen zum Begriff gerade als *quantité négligeable* ausgeschieden wurde: die spezielle Beschaffenheit des einzelnen Baumes. Eine Therapie gelingt meines Erachtens nur, wenn der Patient spürt, dass Arzt und Ärztin in ihm keinen beliebigen Menschen, sondern ein bestimmtes Individuum sehen, das als Teil eines Waldes und zugleich als einzelner Baum wahrgenommen werden möchte.

Korrespondenz:
Prof. Dr. phil. Annemarie Pieper
Carl-Güntert-Strasse 13b
4310 Rheinfelden
annemarie.pieper@unibas.ch